

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 50.

Samstag, 28. Februar.

1931.

Amateur-Detective / Roman von Walter Bloem.

(25. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

15.

Zum Frühstück fanden sich nur wenige Tapfere zusammen. Die See ging noch immer hoch, ein steifer Südwest padte das Schiff schräg von Backbord. Der Kapitän blieb unsichtbar. An seinem Tische verzehrten nur Baron Wilczek und Mister James Hutchinson ihre Grapefruit mit dem gleichen Appetit, als hätte man nicht einen grauenvollen Zyklon hinter sich. Die Windstille, die nachts um zwei plötzlich eingelegt hatte, war der beste Beweis für den meteorologischen Charakter des überstandenen Sturmes. Zwei Stunden später hatte das Unwetter aufs neue mit gleicher Furchtbarkeit eingelegt, um erst morgens gegen sechs langsam abzulaufen.

Die Gefahr war überstanden. Das Schiff hatte sich unter der sicheren Führung seines Kapitäns glänzend gehalten. Allerdings, die Ärzte haben alle Hände voll zu tun, fast sämtliche weiblichen Passagiere schwer krank und gut die Hälfte der männlichen. Die schönen Zeiten sind zu Ende, für die beiden letzten Fahrttage wird das muntere Gesellschaftsleben wohl nicht wieder erwachen. Zumal das Barometer und die eben radiotelegraphisch vom amerikanischen Kontinent her eingetroffenen Wetterprognosen eine wesentliche Besserung der Lage nicht mehr erwarten lassen.

„Na, lieber Klamfsoth“, schmunzelte Hutchinson, „haben Sie sich von Ihrem Schrecken erholt?“

„Welchen meinen Sie, Mister Hutchinson? Den mit dem Unwetter, oder —“

„Den anderen natürlich!“ Die beiden lachten wie zwei Schulbuben, die zusammen Äpfel gestohlen haben.

„Was hat's denn gegeben?“, fragte der Baron.

„Schwer zu erklären!“, schmunzelte der Amerikaner. „Gestern Abend, während des Konzertes, es war draußen schon überall die Beleuchtung abgedreht, da war ich auf dem Sportdeck. Auf einmal tappt jemand die Treppe herauf, zaghaft, als hätte er was Böses im Schilde. Kurios, denke ich, den muß man doch mal ein bißchen beobachten. Ich drückte mich mäuschenstill an die Wand der Sporthalle, er tappt auf dem ganzen Deck herum, als suche er irgend etwas zu erbeuten, immer mit diesen verdächtigen Rahentritten. Endlich schleicht er sich von dannen, ich hinter ihm drein, bekomme ihn nicht mehr zu fassen, er entwischt aufs Bootsdeck, ich folge ihm, er hört mich, dreht um, als wolle er seinen Verfolger packen und unschädlich machen, mir wird's ein bißchen unheimlich, habe keine Lust, mir hinterläßt eins auswichen zu lassen, aber entkommen soll er mir auch nicht. Daß er nichts Gutes vorhat, ist ja klar, sonst hätte er sich nicht so merkwürdig. So schleichen wir umeinander herum, ich frage mich manchmal: bin ich eigentlich hinter dem da drein — oder er hinter mir?“

„Ich habe genau dasselbe gedacht!“, grinst der Obersteward.

„Plötzlich knallt der Kerl in der Finsternis irgendwo gegen einen harten Gegenstand, plumpst zu Boden — im selben Augenblick fass ich ihn im Genick. Wer ist's? Unser biederer Versorger hier, der gute Mister Klamfsoth!“

„Eigenartig“, staunte der Baron. „Da müssen Sie

uns doch erklären, Herr Obersteward, wie Sie auf das Sportdeck geraten sind — und zu welchem Zweck?“

Klamfsoth bekam einen roten Kopf. „Ja, wissen Sie, meine Herren — wie soll ich sagen? Ich bin schließlich für Zucht und Ordnung im Bereich der ersten Klasse verantwortlich — nun war doch das Konzert... gerade wenn alle Passagiere durch solch ein besonderes Ereignis in Anspruch genommen sind, dann kann es am ehesten vorkommen, daß irgendwoanders was passiert, was sich nicht gehört...“

„Merkwürdig“, sagte der Baron. „Hatten Sie irgendetwas Verdacht?“

In Wilczeks Kopf wirbelten allerhand scherzhafte Vermutungen. Daß dieser Hutchinson nicht aus Zufallslaune, wie er behauptete, während des Konzerts auf das stockdunkle Sportdeck geraten war, das lag am Tage. Er fahndete ja doch, Frau Ellen hatte es verraten, auf jemand, der eines Raubes verdächtig wäre. Sollte etwa der Obersteward auf der gleichen Fahrt gewesen sein?

Der druckte und druckte. „Verdacht? Was sollte ich wohl für einen Verdacht gehabt haben?“

Wilczek war sehr amüsiert. „Aha — der war also gleichfalls auf den Anstand gegangen — und die beiden Detectives haben sich gegenseitig aufs Korn genommen. Dabei weiß ich doch von Frau Ellen, daß dieser Hutchinson mir selber die Ehre erweist — oder wenigstens eine Zeitlang erwiesen hat — mich für einen Millionendieb zu halten.“

Wollen der Sache doch mal etwas näher zu Leibe gehen.

„Denken Sie, Herr Klamfsoth“, sagt er und gibt seinem Gesicht einen gespannten, lauernden Ausdruck, „unter den Passagieren geht das Gerücht, die Schiffsleitung habe polizeilichen Auftrag, auf einen Herrn zu fahnden, der einen großen Raub auf dem Gewissen habe. Was ist eigentlich daran?“

Klamfsoth sieht wie ein Diplomat aus. Er ist keiner. Wenigstens nur innerhalb seiner dienstlichen Zuständigkeit.

„So — so —“, stottert er. „Ein Gerücht, sagen Sie. Das erste, was ich höre. Ist natürlich nicht das mindeste dran. Sonst müßte ich das doch wissen.“

Hutchinsons Gesicht ist unbeweglich. Seine Gedanken arbeiten fieberhaft. Wie kommt der Baron zu solcher Wißbegierde? Er wittert Zusammenhänge — ist frech genug, eine direkte Frage zu stellen — warum? Doch natürlich, um herauszubekommen, ob man schon auf ihn selber aufmerksam geworden ist. Man muß ihn ablenken, muß dem Obersteward, diesem hilflosen Stöpsel, aus der Verlegenheit helfen, den Baron in Sorglosigkeit einfließen.

„Mir ist dies lächerliche Gerücht natürlich auch zu Ohren gekommen“, hilft er ein. „Sein Entstehungsgrund: der rote Zettel der Direktion. Das war töricht von euch, lieber Klamfsoth. Mußte ja Beunruhigung schaffen.“

Vollkommen Ihrer Meinung, General Hutchinson!“, atmet Klamfsoth auf.

Er will abwiegeln, denkt Wilczek. Er springt dem

Obersteward bei. Warum? Kein Zweifel, Frau Ellen hat recht. Dieser „Wichtigmacher“ traut mir tatsächlich noch immer das bewusste Verbrechen zu — — Mein Gefühl, er führe etwas gegen mich im Schilde, war also doch richtig. . . . Dabei hat er mich zum Vorsitzenden des Konzertkomitees gepreßt. . . . Offenbar nur, um mich in Sicherheit zu wiegen. . . . Genau wie er's jetzt wiederum versucht. . . . Das muß man genießen. Warten Sie, mein braver Tschenerell — Sie bekommen einen Ring durch die Nase.

„Nein, nein“, sagte er beflissen, „das glaube ich nicht, daß das Gerücht wirklich ganz ohne Hintergrund ist. Es wird schon etwas daran sein. Daß unser braver Obersteward mit seiner Wissenschaft nicht herausrücken will, ist seine verdammte Pflicht und Schuldigkeit. Eigentlich aber doch recht töricht von der Schiffsleitung, sich nur auf ihren eigenen Scharfsinn zu verlassen. Sie sollte vertrauenswürdige Herren aus der Mitte der Passagiere heranziehen, um den Millionenräuber zu ermitteln. Vielleicht überlegen Sie sich das mal, Herr Alamsioth. Ich stelle mich jedenfalls gern zur Verfügung.“

Er meint Hutchinsons Gedanken förmlich zu fühlen: Du bist ja ein ganz ausgekochter Halunke. . . .

Der Obersteward fühlt das dringende Bedürfnis, sich in sein Office zurückzuziehen. Eigentlich beklemmend, daß man in sechs Tagen noch nicht den leisesten Anhaltspunkt bekommen hat. Allerhand merkwürdige Einzelheiten sind ja ermittelt. Am schwersten belastet ist Schiewelbein. Es dürfte ausreichender Anlaß vorliegen, das von ihm deponierte Paket kurz vor Eintreffen im Hafen in seiner Gegenwart zu öffnen. . . . Sollte sich das als Fehlgriff erweisen, so muß man sich eben entschuldigen. Wer ist Herr Schiewelbein? Ein Duzendpassagier ohne besondere Konnexionen.

Aber die Geschichte mit dem Baron soeben, die war sehr merkwürdig.

Die Sache mit dem Gerücht — das war doch zweifellos von ihm erfunden — sozusagen — ein Versuchsballon. . . . Und sein Vorschlag, man solle einzelne „vertrauenswürdige“ Passagiere mit heranziehen. . . . Heißt das nicht auch „auf den Busch klopfen“?

Aber dann ist ja auch noch dieser Doktor Müller da. . . . Der einzige Mensch an Bord, mit dem Herr Schiewelbein sich angebiedert hat. . . . Ich jage heute nacht eine Stunde hinter Schiewelbein drein — vom Sportdeck zum Promenadendeck — schließlich erwische ich ihn — oder vielmehr, er erwischt mich — und da ist er's gar nicht — sondern Mister Hutchinson — derweil betrinkt sich Schiewelbein in der Bar mit Doktor Müller. . . .

Vier Spuren — und doch so gut wie gar kein greifbares Verdachtsmoment. Mit den zwanzigtausend Mark steht's einstweilen mies — wenn nicht noch irgend ein rettendes Wunder passiert.

Aber auskommen soll uns der Bursche nicht — und wenn wir eine halbe Stunde vorm Anlegen sämtliche männlichen Passagiere zwischen dreißig und fünfzig Jahren bis aufs Hemd ausziehen müßten.

Kapitän Mertens hat die Sturmnacht auf der Kommandobrücke durchwacht. Wer das anvertraute Schiff seit zehn Jahren hin und wieder über den Atlantik führt, hat manchen Zytton durchquert. Weiß: wenn nicht ganz unberechenbare Dinge passieren, dann ist die „Chicago“ jedem Zusammenprall mit den Elementen gewachsen.

Nach solch einer Anspannung spürt man seine Knochen. Am Morgen ist die Sturmzone durchfahren. Das Schiff hat ein paar Schrammen, seine Seetüchtigkeit ist unerschüttert. Mit voller Geschwindigkeit stürmt es durch die steife Dünung, die immer noch von Südwesten her schräg gegen seine linke Flanke prallt. Nun hält Jens Mertens es nicht für Raub, ein paar Stunden nachzuschlafen.

„Wann du mi unnützig upweckst, Slängel, denn tred' i di de Uhren so lang, dat em' di van achtern uphangen kann!“

Er schläft mit dem Vorsatz ein, nach genau zwei Stunden aufzuwachen. Genau zwei Stunden fünfzehn Minuten später sieht er heimdärmelig und glänzend gesaunt bei seinem massiven Frühstück. Er hat sich's heute in seine Behausung bestellt. Das Wetter ist noch längst nicht einwandfrei, und schließlich, es zieht ihn nicht mehr allzu heftig nach drunten. Seine beiden Tischnachbarninnen sind ihm endgültig untreu geworden. Die Mexikanerin geht dermaßen aufs Ganze, daß er's vor seiner Dienstpflicht nicht noch weiter verantworten kann, sich mit ihr zu befassen. Schade — es fing diesmal so wunderhübsch an. . . . Was mag sie nur an ihm haben, die süße, wunderbare Frau — an diesem Baron Habenichts? Ein Entgleister offenbar, der seine letzten Groischen flüssig gemacht hat, um standesgemäß nach drüben zu verschwinden und von vorn anzufangen. Vielleicht glückt's — obwohl die Aussichten für einen Bierziger nicht gerade rosig sind. Vielleicht gibt's nur einen hoffnungslosen Endkampf, ein stummes, unbeachtetes Versinken. So enden drüben Tausende.

Was hat sie an diesem Mann — diese Frau? Daß unser Ellen Winterfeld in zwei Monaten ganz Amerika zu Füßen liegen wird, ist in den Sternen zu lesen. War nicht diese buntgemischte Hörerschaft heute nacht wie rasend, wenn sie sang? Und die beehrt einen Herrn mit ihrer Huld — der nichts besitzt als einen Namen, der im republikanischen Deutschland nicht viel mehr bedeutet als einen wehmütigen Nachhall aus versunkener Zeit. . . .

Rätselhaft — rätselhaft. Da bist du selber, Jens Mertens, doch ein ganz anderer Kerl. Wenn sie dich heute nacht im Dienst gesehen hätte! —! Wenn sie ahnte, was du in selbstverständlicher Pflichterfüllung geleistet hast!

Er tritt vor den Spiegel. Kann ich mich sehen lassen — neben diesem midrigen Halbblawen, ich, der stämmige Niederlächse? Trotz der zehn bis zwölf Jahre, die ich zu den seinen auf diesem breiten Buckel trage?!

Es klopft. Ob der Herr Obersteward hereinkommen dürfte. Er darf.

„Herr Kapitän, nu wird das aber bald Zeit, daß wir unseren Juwelenträuber am Kanthafen kriegen!“

Jens Mertens zuckt die Achseln. „Wir sollen die New Yorker Hafenpolizei auf Verdächtige aufmerksam machen, hat Berlin erbeten. Wenn nun aber keine Verdächtige da sind?“

Valentin Alamsioth berichtet über seine Wahrnehmungen — immer noch mit gewissen Auslassungen.

„Bisshen knapp, mein Lieber. Zu Ihrer Information: ich lasse seit drei Tagen auch in der zweiten und dritten Klasse beobachten. Resultat auch dort gleich Null. Vielleicht hat sich die Polizei geirrt — und der Bewußte ist gar nicht auf unserm Schiff.“

„Das würde ich auch annehmen, Herr Kapitän — wenn nicht die Sache mit dem Soldat vorgekommen wäre.“

„Ja, das ist freilich schlimm. Die Welt wird sagen: das ist der Beweis, der Kerl muß an Bord gewesen sein — und ihr Dussel habt ihn nicht erwischt.“

„Eben, eben, Herr Kapitän. Es wird nichts übrig bleiben: wir müssen auf alle die vier Herren, die sich irgendwie auffällig gemacht haben, vorm Landen die Hafenpolizei ansetzen. Die mag sie dann auf Herz und Nieren prüfen.“

„Auf die Gefahr hin, daß wir uns vierfach blamieren?“

„Jedenfalls kann uns dann wenigstens niemand nachsagen, wir hätten die Hände in den Schoß gelegt.“

„Hm. Doktor Müller, Schiewelbein, Twardowski — einverstanden. Der Baron — das will mir noch nicht recht in den Kopf.“

„Gerade, Herr Kapitän! Gerade der! Sie haben die Szene jetzt eben beim Frühstück nicht miterlebt. Zu merkwürdig hat der Mann sich benommen, zu merkwürdig. . . .“

(Fortsetzung folgt.)

Ein Tag aus dem Leben der Frau Po Lantai.

Skizze von Sidi v. Förster-Streffleur.

Die große Glode in Peking schlägt schon die neunte Stunde an. Frau Po Lantai, die rote Orchidee, erwacht aus tiefem Schlummer. Die geröteten Lider der schiefen Auglein heben sich mühsam, und der feingemeißelte Kopf sinkt auf die Polsterrolle zurück, als sie ihn zu heben versucht. Den seidenen Vorhängen des Bettes entströmt ein betäubend süßer Duft, der ihre Sinne ganz gefangen nimmt. Doch mit dem Einatmen des Duftes kehrt auch die Erinnerung an den gestrigen Abend zurück. Hier, am Rande des Bettes, hatte Lantais Freundin, Prinzessin Pü, gesessen und der Dampf ihrer kleinen Opiumpeife das Zimmer mit dichten, blauen Rauchwolken gefüllt. Ohnmächtig mußte die Freundin, die ihrer Leidenschaft hier unbeachtet frönen konnte, aus dem Zimmer getragen werden. Wie oft hat Lantai die Prinzessin gebeten, dieses Laster aufzugeben! Doch die Prinzessin Pü ist ihm schon zu tief verfallen. Lantai will ihre Freundin nicht verraten, zittert aber vor Angst, Prinz Pü oder ihr eigener Mann könnten die Prinzessin einmal bei ihr entdecken.

Mit der zurückgekehrten Erinnerung ist die Frau Po vollständig wach geworden und flüchtet in die Hände, ihre Dienerinnen herbeizurufen. Heute wird das Geburtstagsfest ihrer Schwiegermutter im Pamen gefeiert, und sie muß geschmückt werden, ihrem Gebieter und den Gästen zu gefallen. Die kleine Lantai ist kaum sechzehn Jahre alt und fürchtet sich vor der strengen Mutter und vor Strafen. Indes sind einige Dienerinnen eingetreten und bringen den Frühstückstee in winzigem Porzellangeschirr. Und ehe Frau Po mit dem Frühstück fertig ist, steht auch schon Tsuiwo, die alte Ahma, vor ihrem Bett, mit allen Vorbereitungen für die große Toilette.

Lantai streckt einen ihrer winzigen Füße aus der Decke hervor. Lang und schmal kommt die große Zehe aus den feinen Leinenbinden des unförmigen, kleinen Klumpens zum Vorschein. Der schöne, mandelförmige Nagel erglänzt in tief schwarzem Lack und hebt sich leuchtend von dem matten Gelb der vergoldeten Zehe ab. Die alte Ahma unterdrückt einen Ausruf der Bewunderung. „Herrin, wenigen Männern ist es vergönnt, auf eine „goldene Lilie“ von so tadelloser Schönheit zu blicken. Seht nur das schöne Oval des Nagels!“

„Tsuiwo, glaubst du, der Herr liebt mich? Er ist so streng und befolgt alle harten Lehren seiner Mutter.“

„Er muß es wohl tun, kleine Herrin. Doch im Grunde seines Herzens ist er milde. Glaubst es mir! Wäre er ein großer Mandarin, wenn er sein Haus nicht mit Strenge führte? Und ist er nicht gut, wenn er mit Euch allein ist?“

„Ach, wenn man uns doch öfter allein lassen wollte!“ seufzt die kleine Frau Lantai aus tiefster Brust.

Tsuiwo reißt die verkrüppelten Glieder des Fußes mit tüchtigen, kräftigen Salben ein, und Lantai streckt sich voll Wohlbehagen in ihren seidenen Federn. Zwei Stunden dauert das frische Bandagieren der Füße. Doch endlich ist das Werk vollbracht, und Lantai darf aus dem Bett springen.

Inzwischen haben jugendliche Dienerinnen kostbare Kleider zur Auswahl gebracht, und nach langem Beraten wird eine schwere, dunkelblaue Seide, reich gestickt in Rot und Gold, für das Fest auserwählt. Die Dienerinnen klatschen beim Anblick ihrer schönen jungen Herrin vor Freude in die Hände. Sowie das Kleid von allen Seiten befestigt ist, nimmt Tsuiwo eine kleine, mit lauem Wasser gefüllte Porzellanbüchse und hält sie vor die junge Frau. Diese beginnt, mit den Bewegungen einer kleinen Käte, das Gesicht zu putzen. Friseur und Barbier stehen schon lange vor der Tür und beginnen jetzt ihr Werk. Da gibt es kein noch so winziges Haar im Gesicht oder in den Nasenlöchern, das dem scharfen Messer des Barbiers nicht zum Opfer fiele. Dann kommt das Bürsten und Waschen der Kopshaare mit einem flebrigen Pflanzenfett, bis diese alle Ähnlichkeit mit Frauenhaare verloren haben und einer glänzend schwarzen Lackarbeit gleichen. Lantais Herz schlägt höher bei dem Gedanken an die Freude ihres Mannes über den Anblick seiner schönen, kleinen Frau.

„Werde ich ihm gefallen?“ flüstert sie erregt.

„Der Herr wäre blind, geriete er nicht in Versuchung über eure Schönheit“, brummt die Alte unwirsch.

„Du Güte, dir kann ich es ja anvertrauen, wie innig ich ihn liebe und wie ich mich ohne Unterlaß nach ihm sehne. Doch ich weiß, es gibt auch andere Frauen für ihn.“ Ein kleiner Seufzer entfährt auf ihren Lippen. „Wie hasse ich diese Lungwei, bei der er oft zu Besuch ist! — Oh, Tsuiwo, meine Wangen sind zu rot!“ ruft Lantai, in einen anderen Ton fallend, denn die Dienerin hat während der Zeit die Schminke kunstvoll auf das Gesicht der Herrin aufgetragen.

Nun soll der Schmutz angelegt werden: doch ehe dies

geschieht, pocht es an die Tür, und ein Diener meldet den Hausherrn. Ein Zittern geht durch Lantais Körper, und erwartungsvoll blickt sie ihrem ebenso geliebten wie gefürchteten Manne entgegen. Doch was ist das? Als Herr Po ins Zimmer tritt, erstirbt das freundliche Lächeln auf seinen Lippen. Ernst und streng blickt er umher und sagt kurz: „Du hast Opium geraucht.“

„Nein!“ Frau Po schreit es in Angst und bitterer Enttäuschung über die Begrüßung ihres Mannes. Doch, was soll sie ihm sagen? Um keinen Preis will sie die Freundin preisgeben und steht zitternd vor dem Gebieter.

„Lüge nicht!“ ruft dieser. „Kann Opiumrauch verheimlicht werden? Opiumrauchen und Lügen sind Gründe, eine Frau aus dem Hause zu weisen. — Und wenn ich es nicht tue, so geschieht es nur, um unser Ansehen zu retten. Prüf über eine Frau, die solche Schande über ihren Mann bringt! Da hole ich mir lieber gleich eine andere Frau ins Haus. Jetzt soll Lungwei deinen Platz bei mir einnehmen.“

Krachend fällt die Tür hinter ihm ins Schloß, und Lantai sinkt schluchzend auf ihr Bett. Tsuiwo ist auf ihre Herrin zugeeilt und nimmt sie ärmlich in die Arme. „Mein armes Kind, mein kleiner Engel, warum?“ — „A! Ihr ihm denn nicht gesagt, wer Opium geraucht hat?“

„Niemals, Tsuiwo, niemals würde ich meine Freundin verraten.“

Lantais Stimme erstickt in ihren Tränen, und die Ahma hat lange zu tun, die junge Frau wieder zu beruhigen. Nach langwieriger Arbeit ist auch die verdorbene große Toilette in allen Einzelheiten wiederhergestellt. Und wie der letzte Schmutz angelegt wird, ist es hohe Zeit, sich zum Fest zu begeben. —

Die Mutter des Mandarins sitzt auf einem erhöhten Sessel im Brunksaal, den Musikanten gegenüber. Diese sind zu Ehren der Feier auf drei Tage bestellt. Als Lantai, nun wieder in Schönheit strahlend, den Kotau vor ihrer Schwiegermutter macht, blickt diese hart und strafend auf die junge Frau herab. Ein heißes Weh erfüllt deren Herz. Also hat ihr Mann sie schon verklagt! Nun wird Lungwei ihren Platz bei ihm einnehmen. Was soll sie tun, um ihr Glück zu retten?

Jetzt tritt auch Prinzessin Pü in den Saal und verbeugt sich tief vor der ihr zulächelnden Mutter. Dann kommt die Prinzessin, wie alle vornehmen Damen von zwei Dienerinnen gestützt, auf ihre Freundin zu. Die Gestalt schwankt eigentümlich, und die Augen bliden traumhaft. Nach einem kurzen Gespräch mit den sie umgebenden Damen flüstert Prinzessin Pü plötzlich bestig: „Lantai hilf — ich weiß nicht, was mir geschieht!“ Mit diesen Worten sinkt sie zu Boden. Gäste eilen herbei, und der Hausherr trägt mit Hilfe eines Dieners die Ohnmächtige aus dem Saal. Ein anwesender Arzt stellt eine Opiumvergiftung fest.

Der armen Lantai scheint das Geburtstagsfest endlos. Die Damen besprechen kritisch das Vorgefallene, und sie muß, trotz des tiefen Erbarmens mit ihrer Freundin, alles über sich ergehen lassen. Endlich geht aber auch dieser Tag seinem Ende entgegen, und die Gäste entfernen sich.

„Komm!“ hört Lantai die Stimme ihres Mannes. „Wir wollen gehen.“ Zitternd folgt sie Herrn Po. Was wird nun geschehen? Wird er sie verlassen und zu Lungwei gehen? Sie will sprechen und bringt doch kein Wort über die Lippen. Schwelgend folgt sie ihrem Manne durch alle Höfe. Dann treten sie zusammen in das Haus. Nun öffnet er die Tür ihres Zimmers und schickt die dort wartenden Dienerinnen hinaus. Plötzlich steht Lantai allein vor ihrem Manne und blickt in Angst und Sehnsucht zu ihm empor.

„Lantai“, beginnt er langsam, „hat Prinzessin Pü gestern Abend bei dir Opium geraucht?“ — Da kommt ein erlösendes „Ja!“ von ihren Lippen.

„Warum hast du es mir heute morgen nicht gesagt?“

„Ich wollte meine Freundin nicht verraten.“

Herr Po blickt bewegt auf seine dumme, kleine Frau. Dann breitet er die Arme aus und in heiß erwogener Liebessehnsucht zieht er die Zitternde leidenschaftlich an sein Herz.

Streichquartett.

Das Presto trug die Seelen westenweit
Auf rauhem Pfad zu freien, lichten Länden.
Das Scherzo war wie gold'ne Felterzeit
Bier uraltschöner Geigen, die sich fanden.

Das Largo rang mit edler Seelenqual.
Die kleine Fuge wukte tausend Dinge.
Wie Sonnenluft voll weißer Schmetterlinge
War die musikerfüllte Luft im Saal.

Krieda Schanz.

Australisches Hotel.

Europäischer Luxus in der wasserlosen Einöde.

Von Annie Francé-Harrar.

Sie lächeln, wenn Sie von einem Hotel in einer australischen Goldgräberstadt hören, und denken sich — oder sagen es auch laut: „Na, das wird auch so ein Hotel sein, das kann ich mir vorstellen, ein besserer Wellblechschuppen, ich danke sehr!“

Aber damit haben Sie nicht recht. Und zwar absolut nicht recht.

Wenn ich an das Hotel „Australia“ in Kalgoorlie in Inneraustralien zurückdenke, so scheint mir, ich bin nicht oft besser betreut worden als gerade dort. Ja, gewiß, unten befand sich eine Bar, ein „Saloon“, und da saßen Burshen, die weder tadellos ausfahen noch sich tadellos angezogen hatten. Aber selbst sie waren so höflich, wenn es ans Trinken und Singen ging, den geladenen Revolver, wie es sich schickt und wie es jeder anständige Kerl tut, vorher auf den Tisch zu legen. Für die Wobngäste des Hotels aber gab es ein nettes Eßzimmer, blühblont; und eine hübsche, stets gut angezogene Dame, in der man nicht ohne weiteres die Wirtin vermutet hätte, präsiidierte an einem der großen und sorgfältig gedeckten Tische.

Und man soll es nicht glauben, daß es etwa Känguruhbraten und geröstete Emuenteile oder Beutelschwein- und Dingosteaks und sonst irgend welche besonders exotische und unangehörbare Gerichte gegeben hätte. In Europa ahnt man ja nicht, wie konservativ die englische Welt eigentlich ist. Wie es überall in fernsten Kontinenten doch immer wieder ein ganz echtes, unverfälschtes Stück England gibt und wie auch die kleinste Gewohnheit, der nebensächlichste Handgriff der Heimat wie ein Heiligtum bewahrt und von Generation zu Generation weiter vererbt werden.

Sene hübsche Dame war schon in Australien geboren und nie in England gewesen. Aber sie hatte die Haus- und Zimmermädchen zu derselben lautiösen Höflichkeit zu erziehen verstanden, als besäße sie ihr Haus in London. Mit schwarzem Kleid, weißer Schürze und weißem Häubchen traten die dienenden Geister wohlgewaschen und -geputzt zum Servieren an, und auf dem Tisch war dasselbe Glas und Silber und Porzellan genau in derselben Art aufgebaut, wie das in einem englischen Eßsaal vorgefunden ist.

Kalgoorlie liegt als Stadt mitten im australischen Busch, ohne Wasser, ohne die leiseste Spur von Landwirtschaft. Sie produziert nichts als Gold, Silber, Kupfer und schwarzes Zinn. Alles, was sie verbraucht, muß mit der Bahn annähernd 17 Stunden weit von Perth gebracht werden. Selbst das Wasser fließt in einer ungeheuren Röhre 400 Kilometer weit von einem künstlichen Stausee herzu. Und dennoch gab es täglich frisches Fleisch und prachtvollen Salat und herrliche frische Früchte. Die Butter war gekühlt. Eiswasser beschlug sich in Kristallkrügen (bei 115 Grad Fahrenheit und nachdem es 3½ Monate nicht gereinigt hatte!). Die Steaks und Muttonchops waren wohlgeschmeckt und zart, die Orangenmarmelade wurde nie von Fliegen beschmutzt. Und am Sonntagabend kam, genau wie überall auf dem englischen Globus, ein „Deightea“ auf den Tisch, „damit die Mädchen doch auch frei haben können.“ Dieser „Deightea“ wurde pünktlich um 6 Uhr ausgegongt. Dazu gab es außer Tee, Butter, Jam und frischem Toast stets kaltes Fleisch (zumeist Truthahn oder Roastbeef), Gebäck, einen großen gemischten Salat, Käse und eine zarte kalte Früchspeise. Schweinisch wurden die Schüsseln gereicht, schweigend die Teller gewechselt. Bei jedem überflüssigen Klirren blickte die Hausfrau verweisend auf. Geräusch durfte im Eßzimmer überhaupt nicht werden (welche Wohlthat!), dazu ging man dann auf die Straße oder in den Sittingroom, freilich nur ein winziges Zimmerchen, ausgestopft mit Kissen, Polsterstühlen, Kissen und Tischchen. Nebenbei befand sich ein Pianino, dessen urprünglich guter Ton durch die trockene Hitze des Klimas und durch den feinen Sand, der ständig und unaufhaltsam von den Goldseibern hereingeweht wurde, freilich arg verstimmt war. Aber die Birnen an den Klavierslampen funktionierten tadellos, was selbst in Europa nicht immer der Fall sein soll.

Dieses winzige Hotel „Australia“ in Kalgoorlie hatte freilich nur 10 Betten und selten mehr als 12 Tischgäste. Aber an Sauberkeit, Ordnung, freundlichem Zuorkommen gegen seine Besucher kam es mit allen übrigen großen Hotels von Australien wetteifern, mit dem hübschen Savoy-Hotel von Perth, in dem es einen Terraum voll von schönen, eleganten Frauen und feinstem Luxusgebäck gibt, bis zu dem prachtvollen Menzies-Hotel in Melbourne mit seinem weißgold-

nen, zweistöckigen Speisesaal und den kostbar eingerichteten Festräumen oder dem berühmten Hotel „Australia“ zu Sydney, wo die Boll- und Weizenmillionäre absteigen und wo man einen ganz kleinen und sehr dekkaten Lunch nicht unter 20—30 australischen Schillingen (etwa ebensoviel Mark) serviert erhält. Das englische „fair play“ regiert uneingeschränkt in ihnen allen, und diese Grundbasis macht nicht nur den Wirten, sondern vor allem den Gästen das Leben angenehm.

Anekdoten.

Von Kantig.

Bei Edgar Wallace klingelte die Vorzimmerglocke. Ein Mann mit verzweifelttem Gesicht tritt in das Arbeitszimmer des großen Kriminalromanichters.

„Herr Wallace“, beginnt der unerwartete Besucher, „ich habe von Ihnen einen spannenden Roman gelesen. Der Roman war so spannend, daß ich einfach vergessen habe, auf die Uhr zu schauen. Ich ging deshalb verspätet in mein Büro, und mein Chef hat mich sofort fristlos entlassen. Was soll ich nun tun?“

Edgar Wallace nimmt ein Buch aus seinem Bücherregal und überreicht es dem fremden Manne mit den Worten:

„Da haben Sie meinen neuesten Roman. Dieser Roman ist so spannend, daß Sie, wenn Sie ihn lesen, ganz vergessen werden, daß Ihr Chef Sie fristlos entlassen hat!“

Zu Ehren Professor Einsteins wurde in New York ein Gesellschaftsabend gegeben. Bei dieser Gelegenheit unterhielt sich Professor Einstein mit einer jungen, schönen Amerikanerin. Die junge Dame lobte begeistert den großen Gelehrten:

„Herr Einstein, Sie sind ein glücklicher Mensch! Sie wissen alles, wovon wir einfachsten Menschen keine Ahnung haben. Sie wissen, wie weit Saturn vom Jupiter entfernt ist und kennen den kürzesten Weg vom Mars zur Venus. Sie kennen sich im Himmel gut aus.“

„Es ist nicht schwer, meine Dame, sich im Labyrinth des hohen Himmels auszukennen“, antwortete Einstein bescheiden. „Viel schwerer ist es meiner Meinung nach, in New York eine geographische Aufgabe zu lösen.“

Und was ist das für ein neues geographisches Rätsel?“ fragte die Dame.

Einstein flüsterte:

„Wo ich Whisky mit Soda bekommen könnte!“

Vor dem Varietétheater steht ein Autogrammsammler in Gedanken versunken. Im Theater spielen gerade die 3 Fratellinis. Der Autogrammsammler steht schon die dritte Stunde am Eingang zum Arbeitszimmer. Er kratzt sich den Kopf. Er beißt sich auf die Lippen. Schließlich fällt der seltsame Mann dem Portier auf.

„Was beschäftigt Sie so stark?“ fragt ihn der Portier teilnahmsvoll.

„Es ist ein großes Problem“, erwidert der Gefragte. „Ich denke darüber nach, wie ich von den 3 Fratellinis 1 Autogramm bekommen könnte.“

Rabindranat Tagore fährt auf einem Ozeandampfer nach Amerika. Unterwegs wird er gebeten, im Konzertsaal einen Vortrag zu halten.

Tagore liest aus seinen Werken.

Eine junge Berliner, die auch auf diesem Dampfer fährt, sagt nach dem Vortrag begeistert zu ihrem Bekannten auf dem Deck:

„Das letzte Gedicht hat mir besonders gut gefallen! Ich werde die zweite Strophe dieses Gedichtes nie vergessen!“

„Wieso?“ wundert sich der Bekannte. „Verstehen Sie denn bengalisch?“

„Das nicht; aber während dieser Strophe sagte mir der reiche Amerikaner mit dem Monokel, daß er mich liebt und daß er mir, sobald wir in New York gelandet sind, eine Limousine kaufen wird!“

Scherz und Spott

Ein gutes Herz. „Kapitän Johannsen“ stellte die Dame des Hauses dem Badfisch den Neuanfömling vor. Er ist eben erst vom Nordpol zurückgekommen.“ — „Ach“, flüsterte die Ratte gerührt, „dann kommen Sie nur ganz nahe ans Feuer. Da muß Ihnen ja furchtbar kalt sein.“

Ein Erfolg. „Hat diese teure Behandlung Ihren Mann von seiner Glabe befreit?“ — „Oh ja, als die Rechnung kam, konnte er sich schon eine ganze Hand voll Haare ausrufen.“